Palmsonntags-Gedanken.

Manchmal schaut Alles düster aus,
Als wär' die Welt ein Narrenhaus,
Wo die Vernunft entflohen;
Der Eine weint, der Andere lacht,
So wie's der Schwarm der Narren macht,
Wenn Leidenschaften lohen.
Ein Feuer steckt sie alle an,
Die größte Seuche ist der Wahn!
In alten Schriften kann man's lesen,
Es ist schon Alles dagewesen.

Gern sprach man von dem Geist der Zeit,
Als wär' der Tag des Lichts nicht weit,
Mit seinem Blüthenkranze;
Man sprach von Herzensreligion,
Als wären wir am Ziele schon,
Umringt vom Osterglanze;
Ein frischer Hauch will uns umweh'n,
Als sollt' das Leben neu ersteh'n;
Da fällt ein Frost auf alle Glieder,
Die Zeit des Wahnes kehret wieder!

Als lebten wir im Heidenland,
Wo sie, das Blutheil in der Hand,
Noch Menschenfleisch verzehren.
So tief stellt man die Religion
Und spricht der Menschenwürde Hohn,
Die Heiden zu bekehren. —
So wie der wilde Bergstrom schäumt
Und in des ThalesGrund sich bäumt,
So treibt der Wahn sein wildes Wesen;
Es ist schon Alles dagewesen!

Ich dachte oft, es wär' vorbei,
Die Menschheit wäre endlich frei
Von jedem Wahngebilde:
Manch' großer Lehrer ging voran
Und öffnete des Lichtes Bahn,
Zum göttlichen Gefilde.
Manch' treuer Hirte hat gelebt,
Als hätt' ein Engel uns umschwebt;
Treu ist er uns vorangegangen.
Nun sollen Gaukler uns umfangen?

Doch still! Das Schweigen wird zur Pflicht,
Ob's fast ein Mannesherz zerbricht,
Der Wahn wird wieder Mode;
Was denkt Ihr, wenn heut' Jesus käm',
Des Himmels treu'ster Bote?
Wenn er das wilde Schreien hört —
Wie man da wettert, flucht und schwört?
Da würde seine Stimme schallen:
„An Euch hab' ich kein' Wohlgefallen!

Ich pflanzte einen schönen Baum,
Das war mein Werk, mein Lebenstraum,
Die Menschen zu beglücken;
Und Alles gab ich! auch mein Blut,
Die Liebe war mein höchstes Gut,
Ihr wollt nur Früchte pflücken!
Ihr lehrt den alten, finstern Haß,
Als käme ich im Wasserfaß
Und ob ich täglich kommen werde,
Ihr zählt doch nicht zu meiner Heerde!"

A. F. S.

Eine Fahrt durch den Suez-Kanal.

Das „Soerabajasche Handelsblad" bringt eine ausführliche Beschreibung einer Kanalfahrt, die ein holländischer Passagier an Bord des Schiffes „Tabanan" in der ersten Hälfte des November mitgemacht hat.

Als die „Tabanan," so erzählt der holländische Reisende, am 4. November in Port Said ankam, hatte sie 4 Syrer an Bord, die in Lissabon Passage nach Port Said genommen hatten. Die englische Behörde verweigerte ihnen zunächst aber dieLandung, und erst, als der Capitän des Schiffes sich strikte weigerte, die Leute mit nach Batavia zu nehmen, durften die Syrer an Land, aber nur, um in das englische Gefängniß geworfen zu werden. Während das Schiff in Port Said lag, wurde das Deck durch Sandsäcke gegen eine eventuelle Beschießung geschützt. Die elektrische Schiffslaterne, die von den Kanalbehörden sonst am Vordersteven der Schiffe angebracht wird, welche des Nachts den Kanal passiren, wurde anstatt dessen an der Steuerbordseite angebracht, um den auf dem asiatischen Ufer befindlichen Türken kein Ziel zu bieten. Den Passagieren wurde verboten, sich an Backbord aufzuhalten. In Port Said ging das Gerücht, daß sich auf der Ostseite der letzten Kanalstrecke ein starker türkischer Truppenverband befände. Einige Tage vorher war auch an dieser Stelle ein französischer Postdampfer beschossen worden. Um drei Uhr Nachmittags fuhr die „Tabanan" in den Kanal ein. Rechts sah man ein französisches Fliegerlager, vor dem die Trümmer eines verunglückten Hydroplanes lagen. Daneben lagen zwei von den Engländern erbeutete Aluminiumboote. Links bemerkt man, mitten in der Wüste gelegen, ein großes Zeltlager. Links dahinter war das ganze Land, so weit das Auge reichte, unter Wasser gesetzt. Von einem Hydroplan in der Luft begleitet, setzte das Schiff langsam seine Fahrt fort und traf alsbald einen Schleppdampfer mit zwei Benzintransporten. Inzwischen war es dunkel geworden, aber man konnte doch auf beiden Seiten des Kanals große militärische Lager unterscheiden, in denen indische Truppen lagen. Zwei große Transportschiffe mit Hunderten von Pferden an Bord kamen der „Tabanan" entgegen. Im Timzah-See, ungefähr in der Mitte des Kanals, ging das Schiff vor Anker, da die zweite südliche Hälfte des Kanals bei Nacht nicht passirt werden darf. Offenbar befürchtet man, und zwar, wie verschiedene Vorfälle bewiesen haben, nicht mit Unrecht, daß es den Türken gelingen könnte, den Kanal auf die eine oder andere Weise durch Minen unbenutzbar zu machen. Nicht nur wird jeden Morgen, bevor der Verkehr zugelassen wird, der ganze Kanal von Minensuchern abgesucht, sondern es ist auch streng verboten, irgend etwas über Bord zu werfen. Sieht ein Lotse unterwegs irgend einen Gegenstand im Wasser treiben, so hat er es der nächsten Station zu melden. Das letzte Schiff, das die betreffende Stelle passirt hat, wird sofort angehalten und eine strenge Untersuchung angestellt. Bei der großen Nervosität der Kanalbehörden kommen oft amüsante Mißverständnisse vor. So sah einmal ein Lotse eine Kiste und eine Tonne treiben und rief der nächsten Station durch das Sprachrohr zu: „une caisse et une barrique", auf der Station verstand man „une caisse de dynamite" und telegraphirte dieses nach Port Said. Die Folge war, daß der gesammte Verkehr auf dem Suezkanal für einen ganzen Tag eingestellt wurde!

Als die „Tabanan" am Morgen des 5. November ihre Reise fortsetzen wollte, stellte sich heraus, daß in der Südstrecke des Kanals ein von Suez kommendes Schiff in das Kanalufer gefahren war und den Kanal versperrt hatte. Erst im Laufe des Vormittags konnte die Reise fortgesetzt werden. Der Timzah-See ist bei dem Februarangriff der Türken auf den Kanal der Schauplatz einer amüsanten Begebenheit geworden. Als die türkischen Truppen den Kanal zu gleicher Zeit nördlich und südlich des Timzah-See's angriffen, lag in diesem gerade ein französischer Postdampfer, der dadurch eingeschlossen wurde. Verzweifelt lief der Capitän, während die Kugeln über das Schiff flogen, auf seiner Brücke hin und her, bis ihm endlich eine glänzende Idee kam. Er hißte das Flaggensignal, das nach internationalem Brauch bedeutet: „Wünsche unverzüglich Reise fortzusetzen!" Ein verständlicher Wunsch, der aber ebenso verständlicherweise unberücksichtigt blieb!

Um ½9 Uhr setzte die „Tabanan" die Reise fort und lief in den südlichen Theil des Kanals ein. Zahlreiche kleine Steinhaufen, unter denen die Leichen der bei'm Februarangriff Gefallenen liegen, erinnerten an den blutigen Kampf. Bei Serapium sah man das Grab des Majors von Hagen; das granitene Kreuz, das eine fromme Hand aufgerichtet hatte, war umgeworfen. Auf dem rechten Ufer folgten nunmehr ununterbrochen die Laufgräben dem Kanal zwischen diesem und den grünbewachsenen Rändern des dahinter liegenden Süßwasserkanals, auf dessen jenseitigem Ufer sich die Zeltlager der Truppen befanden. Die Laufgräben selber waren von Gurkhas besetzt. Dahinter exerzierten Australier und in der Ferne sah man ein Kameelcorps auf einem Uebungsritt. Nun fuhr das Schiff in den Bittersee ein und fand hier, wie vorher im Timzah-See, das französische Kriegsschiff „Requin", einen englischen Kreuzer. Durch die Plazirung von Kriegsschiffen an allen Stellen, an denen sich der Kanal verbreitert, und durch ständige Luftpatrouillen von Aeroplanen glauben die Engländer, den Kanal am besten gegen einen überraschenden Angriff seitens der Türken zu sichern. Auf beiden Ufern befanden sich Laufgräben, die mit Sikhs besetzt waren. Diese haben die Australier abgelöst, die von Mai an nach Gallipoli transportirt wurden und zum großen Theil dort ihr Grab gefunden haben.

Gegen Mittag hatte die „Tabanan" die Durchfahrt durch den Kanal beendet und dampfte an Suez und dem vor diesem liegenden französischen Admiralschiff „Moncalm" vorbei in das Rothe Meer.

„Gut geeignet, Interesse zu erwecken."

Am 25. Dezember 1915 veröffentlichte das Kopenhagener Blatt „Hovedstaden" einen Aufsehen erregenden Artikel unter der Ueberschrift: „Die Flucht aus dem Gefangenenlager". Der Artikel, der „J. H. durch Axel Möller" unterzeichnet war, enthielt einen abenteuerlichen Bericht über einen englischen Soldaten, der angeblich aus einem deutschen Gefangenen-Lager geflohen und nach Kopenhagen gekommen war. In dem Bericht hieß es:

„Ein Freund von mir — er ist Chauffeur und bereitet sich zum zweiten Theil des Ingenieur-Examens vor — hielt mich letzten Montag auf der Straße an und forderte mich auf, ihn nach Hause zu folgen. In seinem Zimmer in der Holsteinsgade traf ich einen seiner Freunde, McAdow, den Sohn eines Geistlichen aus Newcastle, einen Engländer vom echten Typ. Seine Khaki-Uniform war beschmutzt und blutig und sein Arm mit den Resten eines Hemdes verbunden. Er war außerdem ausgehungert und fieberkrank. Er erzählte stoßweise und mühsam, aber man begriff, wenn man den Mann anblickte, daß das Viktoriakreuz für Tapferkeit auf seiner Khaki-Uniform auf seinem rechten Platz war. (Es folgen Mittheilungen des Engländers von der Front, vom Weihnachtsfest in den Gräben usw.) „Im Oktober wurde McAdow durch einen Kolbenschlag schwer verwundet und nach einem deutschen Gefangenenlager gebracht. Was er hier ertragen mußte an schlechter Behandlung und Verhöhnung von Seiten der Offiziere und Wachmannschaften, war härter für ihn als die Kämpfe in den Schützengräben und zuweilen zu hart, z. B. an dem Tage, als er bei der Arbeit auf dem Kartoffelfelde Zeuge sein mußte, wie ein deutscher Soldat ein junges Mädchen aus dem Elsaß mißhandelte. Dieses wurde gefangen gehalten, weil es unter demVerdachte stand, dem französischen Heer Depeschen überbracht zu haben. Der Engländer legte den Spaten weg und versetzte dem Deutschen einen Schlag, der ihn für einige Zeit kurirte. Aber während der Engländer dem Mädchen half, davonzukommen, wurde er von einem Pistolenschuß getroffen. Die Kugel ging durch den linken Ellenbogen und prallte an der Gürtelschnalle ab. Noch einen Beweis dafür, daß die Engländer die Nation höher als das Leben setzen, erhalten wir in seiner Beschreibung eines deutschen Gefangenenwärters, der eines Tages eine englische Flagge in einer Weise verhöhnte, die nicht zu beschreiben ist. Der ihm am nächsten stehende Engländer spaltete ihm durch einen wohlgerichteten Schlag mit dem Spaten den Kopf. Aber der Engländer wußte, was nun kommen würde, er richtete sich auf und konnte nur noch beginnen: Britannia —!, worauf er fiel. (Darauf folgt der Bericht über die abenteuerliche Flucht: der englische Soldat erreicht Kiel und kommt von dort mit einem dänischen Schiff nach Kopenhagen zu dem Freunde in der Holsteinsgade.) Wir wurden einig, eine englische Familie hier in der Stadt um Hilfe zu bitten. Alles wurde geregelt, aber die Kräfte McAdows waren nahe daran, zu schwinden. In der Klinik, in die er überführt wurde, erklärte man, die einzige Rettung für ihn sei nur noch, den Arm bis zur Schulter abzunehmen. Letzten Mittwoch wurde er von einem unserer tüchtigsten Chirurgen operirt. Wir besuchten ihn am Donnerstag Vormittag, aber nun wußte er bereits, daß er sterben müsse. Wir versuchten, ihn damit zu trösten, daß er sicher gesund werde und das Weihnachtsfest mit uns feiern würde, für ihn stand indes fest, daß es mit ihm vorbei sei, und sagte: „No, no, this time I will celebrate Christmas in Heaven, I am going." Er bat uns, seinen Eltern Dank und Lebewohl zu sagen, und das letzte, was wir noch deutlich hörten, war: „God save Britannia." Dann versuchte er, mit uns ein Vaterunser zu beten, aber seine Worte wurden immer schwächer, und zuletzt betete sein Freund allein. Eine englische Flagge wurde auf seinen Sarg gelegt. Seine Leiche trifft heute mit einem Dampfer in Newcastle ein und wird dort mit militärischen Ehren empfangen. Ich denke, es wird dazu beitragen, daß seine alten Eltern den Schmerz leichter ertragen, wenn sie hören, daß er als ein echter Engländer mit dem festen Glauben an Gott und die Zukunft seines Vaterlandes gestorben ist."

Daß Hovedstaden für diese rührselige Weihnachtsgeschichte, die ihrer deutschfeindlichen Leserschaft sicher Freude und Erbauung gebracht hat, nur lumpige sechs Kronen gezahlt hat, ist unbegreiflich. Zum zehnfachen Preise wäre sie noch wohlfeil gewesen. Heute freilich wird das Blatt doppelt froh sein, nicht mehr ausgegeben zu haben; denn inzwischen hat, wie die Kölnische Zeitung mittheilt, sich das dänische Justizministerium die Mühe gegeben, die schöne Erzählung auf ihre Richtigkeit nachprüfen zu lassen, und es hat sich herausgestellt, daß alles — Schwindel ist. Nach dem von dem genannten Ministerium der dänischen Presse zugestellten Bericht hat der Herr J. H. nach mancherlei Ausflüchten schließlich gestanden, daß „die ganze Geschichte von Anfang bis zum Ende erfunden ist." Axel Möller hat sich an H.'s Angaben gehalten; wenn er die Sache so darstellte, als ob er selbst mit dem englischen Soldat gesprochen hätte, so geschah es, „um den Artikel interessanter und wahrscheinlicher zu machen". Der Redakteur von Hovedstaden, Nordentoft, erklärte im Verhör, er habe den Artikel veröffentlicht, weil „er gut geeignet war, bei den Lesern Interesse zu erwecken". Ein netter Einblick in den dänischen Journalismus!

Vertrieb meine Hühneraugen mit zauberhaftem "Gets-It."

Einfachste Hühneraugen-Kur in der Welt — keine Schmerzen, kein Unsinn. Neuer sicherer Weg.

Wenn Hühneraugen Ihnen fast den Tod „mit den Stiefeln an" bringen, wenn Sie dieselben eingeweicht und an ihnen gezerrt und sie beschnitten haben, wenn Hühneraugen-

Warum überhaupt Hühneraugen haben, wenn „Gets-It" sie auf dem neuen todsicheren Wege beseitigt?

schwellende Salben, Bandagen und Pflaster, die Hühneraugen quellen machen, Ihre Hühneraugen nur um so schneller wachsen ließen, dann halten Sie Ihre Hand einen Augenblick zurück und bedenken Sie dies: Benetzen Sie das Hühneraugе mit zwei Tropfen „Gets-It". Es trocknet sofort ein. Sie können Ihre Schuhe und Strümpfe sofort darüber anziehen. Das Hühneraugе ist dahin. Es löst das Hühneraugе ganz und rein ab. Es ist der neue, leichte Weg. Nichts, was liebt oder auf das Hühneraugе drückt. Sie können kleinere Schuhe tragen. Sie finden Freude am Gehen. Keine Schmerzen, keine Pein. Nehmen Sie keine Substitute an.

„Gets-It" wird von Apothekern überall für 25c. die Flasche verkauft oder direkt von E. Lawrence & Co., Chicago, Ill., versandt.

(Jan23, Mrz9, Apr16, Mai28)

Wie das Grabmal der Königin Luise entstand.

(Zum 140. Geburtstag der Königin, 10. März.)

Aus den „Hamburger Nachrichten."

Wohl nirgends sonst ist uns Heutigen die rührend weihevolle und unvergeßliche Erscheinung der Königin Luise, deren am 10. März das deutsche Volk wieder mit besonderer Liebe gedenkt, so menschlich nahe, als im Mausoleum im Charlottenburger Schloßpark vor ihrem Grabmal, das ein wundervolles Meisterwerk deutscher Bildhauerkunst ist. Die Entstehung und die romantischen Schicksale dieses Werkes bieten so viel des Interessanten und wenig Bekannten, daß hier daran erinnert sein mag. Als die Königin, tief beweint von ihrem ganzen Volke, dahingegangen war, erschien keiner geeigneter für die Schöpfung ihres Grabmals als Christian Daniel Rauch, der mehrere Jahre in ihrem unmittelbaren Dienst als Kammerdiener gestanden hatte, bevor er sich endgültig und ausschließlich seinem Künstlerberuf widmen konnte. Auf Wunsch des Königs hatte er noch vor seiner Abreise nach Rom eine Büste der Königin modellirt, die er gerade in Marmor ausführte, als er im Juli 1810 die Nachricht vom Tode der Königin erhielt. Es war für Friedrich Wilhelm eine wehmüthige Freude, als ihm der Künstler dies Werk zusandte. Für den Sarkophag aber wollte er sie in ganzer Figur liegend dargestellt sehen und wandte sich an Wilhelm von Humboldt um Rath, der ihm Rauch dringend dafür empfahl. Nun ließ Friedrich Wilhelm der Dritte, dem der Plan des Grabmals eine Herzensangelegenheit war, Rauch nach Berlin kommen, um ihm das Werk zu übertragen und es in engster Fühlungnahme mit ihm zu fördern und entstehen zu sehen.

Im Schlosse zu Charlottenburg ward eine Werkstatt für den Künstler eingerichtet, und dort haben der König und Rauch manche Stunde in wechselseitiger Anregung, in unermüdlichem Aendern und Bessern zugebracht, bis das entstanden war, was ihnen als Ideal vorgeschwebt hatte. Das Bestreben des Künstlers ging, ganz im Sinne des hohen Auftraggebers, darauf hin, die wie im Schlummer ruhende Frauengestalt möglichst schlicht und einfach, dabei aber doch auch als Königin „so grandios wie möglich" darzustellen. Das Diadem auf dem Haupte ist der einzige Hinweis auf die königliche Würde. Den Vorschriften des Königs entsprechend ist der Kopf zur rechten Seite geneigt, die Hände sind unter der Brust gefaltet, die Füße übereinander gelegt. Nicht halsstarrig bestand der König auf seinen Ansichten und Wünschen, künstlerischen Gründen war er stets zugänglich und willfährig. Am schwersten wurde es ihm, die Zustimmung dazu zu geben, daß die Statue nicht, wie er es sich gedacht hatte, in Lebensgröße, sondern einige Zoll größer ausgeführt würde, und ferner, daß Rauch die Uebertragung des Modells nicht an Ort und Stelle, sondern in Italien vornähme. Für zwei Jahre ging der Künstler nun wieder über die Alpen, zunächst nach Carrara, um dort selbst den schönsten Marmor auszusuchen. Kaum war ihm das gelungen, als er die Schreckensbotschaft erhielt, das Modell sei schlecht verpackt gewesen und nun zertrümmert in Bologna eingetroffen. Glücklicherweise war der Schaden nicht so groß, er konnte schnell ausgebessert werden. Die Marmorarbeit wurde zum größten Theil in Carrara ausgeführt, dann wurde das Denkmal in Rom fertiggestellt, ebenso wie der Sarkophag, auf dem die Gestalt ruht.

Schlicht wie die Figur ist auch dieser Sarkophag, der mit einem Bahrtuch bedeckt ist, dessen Saum Adler, Kronen und die Inschrift „Luise, Königin von Preußen" bilden; die Längsseiten zeigen den preußischen Adler und den mecklenburgischen Büffelkopf. Im August 1814 war das ganze Grabmal zur Versendung nach Berlin bereit. Dorthin hatten schon Reisende, die das Werk in Italien entstehen sahen, berichtet, es sei unmöglich, etwas Schöneres als diese Arbeit in Marmor zu sehen. Man harrte also mit größter Spannung auf das Kunstwerk. Aber plötzlich, gerade zu Weihnachten 1814, brachten die Zeitungen die Nachricht, das englische Schiff, das den Transport bewerkstelligte, sei mit seiner kostbaren Ladung von einem amerikanischen Kaper genommen; Rauch, der sich auf der Reise nach der Hauptstadt Preußens befand, hörte es in München und eilte nach Berlin, wo man vierzehn Tage später die beruhigende Gewißheit erhielt, das amerikanische Kaperschiff sei wieder von einem englischen abgefangen und das Marmorwerk in Jersey gelandet. Noch Monate aber dauerte es, bevor das Grabmal in Charlottenburg eintraf und in dem inzwischen fertiggestellten Mausoleum seinen Platz finden konnte. Viel mehr, als der erste Entwurf ahnen ließ, war aus dem Kunstwerk geworden. Rauch hatte alle Erwartungen, die man auf ihn setzte, nicht nur gerechtfertigt, sondern weit übertroffen; mit dieser ersten größeren Arbeit stellte er sich sogleich in eine Reihe mit den hervorragendsten Bildhauern seiner Zeit. Und wie vor hundert Jahren nur eine Stimme der Bewunderung und Anerkennung über das Grabmal laut wurde, so giebt es auch heute nur ein Urtheil darüber. Gewiß spricht auch das deutsche Gemüth mit, wenn wir die Ruhestätte der vielgeprüften Königin Luise besuchen, aber über dies ideelle Moment hinaus wirkt das Kunstwerk durch sich selber mit bezaubernder Gewalt.

Zwei Inhaberinnen des Eisernen Kreuzes von 1813.

Vor 100 Jahren, am 5. März 1816, fand in der Berliner Garnison-Kirche eine ungewöhnliche Trauung statt, die das Interesse der Bevölkerung in hohem Maße in Anspruch nahm. Doch galt es weder dem schlichten Kleide der Braut, noch dem Myrthenkranze, welcher ihr kurz abgeschnittenes Haar krönte, sondern dem Eisernen Kreuz, das neben der Kriegs-Denkmünze und dem russischen St. Georgen-Orden ihre Brust schmückte. Diese Auszeichnungen hatte sich die aus Friedland in Mecklenburg stammende Auguste Friederike Krüger in den Feldzügen von 1813/15 erworben, die sie als Unteroffizier mitmachte. Als der Aufruf des Königs „An mein Volk" erschien, war sie im Begriff, die Damenschneiderei zu erlernen. Heimlich fertigte sie sich männliche Kleidung an, schnitt ihr Haar ab und stellte sich bei dem Reserve-Bataillon des Colberg'schen Regiments zu Wollin, wo sie angenommen und einexerzirt wurde. Als man ihr Geschlecht entdeckte, wollte man sie heimschicken; nur wenn sie sich im Regiment verheirathete, sollte ihr gestattet werden, dort zu bleiben, um die Besorgung der Wäsche zu übernehmen. Aber ihren Bitten und Versprechungen sittsamster Aufführung gelang es, die Vorgesetzten umzustimmen. So zog sie als Soldat in's Feld, machte unter anderen die Schlachten bei Großbeeren und Laon, das Gefecht bei Namur und den Sturm auf Compiegne mit und wurde zum Unteroffizier befördert. In dem nach Beendigung des Krieges ihr ertheilten Regiments-Abschied konnte ihr, die bei Dennewitz verwundet worden war und viele Beweise von Unerschrockenheit und Geistesgegenwart geliefert hatte, ihr Wohlverhalten bestätigt werden. Auf der Heimreise wurde sie in Berlin vom König empfangen, der ihr eine Jahresrence von 72 Thalern aussetzte und sie seinem Schwiegervater, dem Großherzog Karl von Mecklenburg, empfahl. Auch von ihm erhielt sie eine Jahresrente von 50 Thalern zugebilligt. Der Ruf ihrer Tapferkeit verbreitete sich schnell. Friedrich Rückert besang sie in einem Gedicht, dessen Schlußstrophe lautete: „Dieser Unteroffizier, wer ihn frei'n will, glaubet mir, muß ein tücht'ger Hauptmann sein, wenn der Handel soll gedeih'n. Ei, ein Hauptmann bringt ihn schon, zur Subordination, trotz dem Kreuz am Halse." Ein Hauptmann wurde es nun allerdings nicht, der den ehemaligen Unteroffizier heimführte, sondern ein Kamerad ihres Ranges, und das Eiserne Kreuz spielte auch eine Rolle dabei. Denn die Brautleute lernten sich auf dem Ordensfeste am 18. Januar 1816 kennen, zu welchem Auguste Krüger sowohl, als der mit der gleichen Auszeichnung geschmückte Unteroffizier Köhler aus Seehausen in der Altmark befohlen worden waren. Wenige Wochen danach fand die Hochzeit statt.

Wie die in Gotha erschienene National-Zeitung der Deutschen berichtete, hatte die öffentliche Wohlthätigkeit in reichem Maße zu der Begründung des neuen Hausstandes beigetragen und für die beiden tapferen Krieger eine stattliche Summe zusammengebracht, aus welcher ihnen nach Anschaffung einer Einrichtung und des nöthigsten Hausrathes noch ein Vermögen von 1100 Thalern verblieb. Auch der König ehrte die Braut durch ein Hochzeitsgeschenk, ertheilte ihr aber zugleich die Ermahnung, nunmehr den Unteroffizier ganz zu vergessen und sich an das Bibelwort „Er soll dein Herr sein" zu halten. Später stand er bei ihrem ältesten Sohne Pate, der im Jahre 1857 als Premierleutnant der Landwehr und Hauptzollamtsassistent gestorben ist. Am Geburtshause seiner 1848 verstorbenen Mutter hatte ihre Vaterstadt Friedland später eine Gedenktafel anbringen lassen. — Ein Gegenstück zu Auguste Köhlers Heldenthum bildet das der aus Hanau gebürtigen Louise Grafemus. Sie hieß eigentlich Esther Manuel, war von jüdischer Abkunft und Religion und die Frau eines in einem russischen Regimente dienenden Wachtmeisters, der sie und zwei Kinder verlassen hatte und dem sie im Jahre 1813 nach Schlesien nachziehen wollte. In ihrer Hilflosigkeit entschloß sie sich, selbst in Kriegsdienste zu treten, was ihr um so leichter gelang, als sie in Männerkleidung reiste. Auch sie machte die Feldzüge von 1813 und 1814 als Freiwilliger mit, wurde zweimal verwundet, erhielt das Eiserne Kreuz und wurde zum Wachtmeister befördert. Bei Montmartre traf sie unvermuthet mit ihrem noch immer in russischen Diensten stehenden Ehemann zusammen, verlor ihn aber am folgenden Tage bereits durch eine Kanonenkugel. Nach dem Friedensschluß kehrte sie mit ihren vollen Auszeichnungen und Zeugnissen für ihr Wohlverhalten versehen zu ihren Kindern nach Hanau zurück.

Salbei macht graues Haar dunkel.

Es ist Großmutter's Rezept, um Farbe und Glanz dem Haar wieder zu geben.

Jene prächtige, gleichmäßige Farbe dunklen glänzenden Haares kann nur erzielt werden, wenn man eine Mischung von Salbei-Thee und Schwefel herstellt. Ihr Haar ist Ihr Zauber. Es verschönert oder entstellt das Gesicht. Wenn es fahl, grau oder streifig wird, verbessern eine oder zwei Anwendungen von Salbei und Schwefel das Aussehen desselben hundertfach.

Machen Sie sich nicht die Mühe, das Tonic herzustellen. Sie können dieses alte berühmte Rezept, durch Beimischung anderer Bestandtheile verbessert, für 50 Cents die große Flasche gebrauchsbereit kaufen. Es heißt „Wyeth's Sage and Sulphur Compound". Mit Zuversicht kann man darauf rechnen, daß es die natürliche Farbe und den Glanz Ihres Haares zurück bringt.

Jedermann benutzt jetzt „Wyeth's Sage and Sulphur", weil es das Haar so natürlich und eben dunkelt, daß Niemand sagen kann, es sei angewandt worden. Man feuchtet einfach einen Schwamm oder eine weiche Bürste damit an und zieht diese durch das Haar, indem man zur Zeit einen Strahn nimmt. Am Morgen ist das graue Haar verschwunden, und nachdem man es noch einmal angewandt hat, wird das Haar prächtig dunkel und glänzend und weich. Dies gebrauchsfertige Präparat ist ein angenehmer Toiletten-Artikel für solche, die ihr Haar dunkel und jugendliches Erscheinen bewahren wollen. Es ist nicht für die Kur, Linderung oder Vorbeugung von Krankheiten bestimmt. (Anzeige)

Die Chemie und die Nationen.

Um die Zeit des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 entspann sich in den betheiligten Kreisen ein recht heftiger Meinungsstreit darüber, ob die Chemie eine französische Wissenschaft sei. Hieran knüpfte in der Märzsitzung der Berliner Gesellschaft für die Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin Geheimrath Professor von Buchka an. Die Franzosen führen bekanntlich ihren Anspruch, die Chemie als französische Wissenschaft gelten zu lassen, auf die Verdienste zurück, die sich Lavoisier um die Chemie erworben hat. Andererseits stand Lavoisier selbst nicht auf dem Standpunkte, denn er wollte von der Chemie [illegible] französischer Wissenschaft nichts wissen, sondern betonte, daß dies ausschließlich seine persönliche Leistung sei. Ein Deutscher, Namens Dedus, der schon in sehr jungen Jahren nach England gegangen war, nimmt in einem Buche über einige Fundamentalsätze der Chemie, eine historische Untersuchung zur Ergänzung der Lehr- und Handbücher, für den Engländer John Dalton, der die Atomtheorie aufstellte, das Verdienst in Anspruch, als Begründer der wissenschaftlichen Chemie angesehen zu werden. Andererseits sind aber zweifellos die Verdienste, die sich Berzelius gerade durch Aufstellung der genauen Atomgewichts-Tabelle erworben hat, höher zu bewerthen als die Daltons. Ernst von Meyer bezeichnet in seiner Geschichte der Chemie wieder Scheele als den bedeutendsten Chemiker aller Zeiten. Scheele ist nun geborener Deutscher, wirkte aber in Schweden. Berücksichtigt man weiter, daß es Zeiten gab, wo dieChemiker der Welt zur letzten Ausbildung in Stockholm, dann in Paris zusammentrafen, daß dann wieder das Unterrichtswesen auf chemischem Gebiete durch Liebig in Deutschland auf das mächtigste gefördert wurde, dann wird man einsehen, daß der Einfluß des einzelnen auf die Entwickelung einer Wissenschaft, nicht nur der Chemie, durchaus abhängig ist von den Verbreitungsmöglichkeiten, die ihm gegeben sind, und von der staatlichen Fürsorge, die dem Gebiet zugewandt wird. Man wird also einsehen müssen, daß die Entwickelung der Wissenschaft als nationale nicht angesehen werden kann. Bei dem heutigen Stand der Dinge kann jede Kulturnation ihren Antheil daran haben. Es wird stets Zeiten geben, wo in dem einen oder anderen Lande dieBethätigung einen Aufschwung oder Niedergang erfährt.

Wein, Weib und Gesang. — „Mensch, wie siehst Du denn nur aus?" — „Ja, die rothe Nase ist vom Wein, das blaue Auge von meiner Frau, und die grünen Flecke habe ich mir im Gesangverein „Harmonie" geholt.

Trinkt heißes Wasser, wenn Sie eine rosige Hautfarbe wünschen.

Sagt, wir müssen nach einem Innenbad unbedingt besser aussehen und uns wohler fühlen.

Um am besten auszusehen und sich am wohlsten zu fühlen, muß man jeden Morgen ein Innenbad nehmen, um aus dem Körper die Rückstände, sauren Gährstoffe und giftigen Mikroben des Vortages zu spülen, ehe sie in's Blut übergehen. Gerade wie brennende Kohle eine gewisse Menge unverbrennbarer Stoffe in Gestalt von Asche hinterläßt, so hinterlassen die jeden Tag genossenen Speisen und Getränke einen gewissen Rückstand in den Verdauungs-Organen von unverdaulichem Material, der, wenn nicht entfernt, Mikroben und Gifte erzeugt, die dann von den Kanälen in das Blut übergeführt werden, die dazu bestimmt sind, nur Nährstoffe zur Erhaltung des Körpers aufzusaugen.

Wenn Sie den Hauch der Gesundheit in Ihren Wangen blühen, Ihre Haut klarer und klarer werden sehen wollen, wird Ihnen gesagt, jeden Morgen bei'm Aufstehen ein Glas heißen Wassers mit einem Theelöffel voll Kalkstein-Phosphat zu trinken, was ein unschädliches Mittel ist, um die Rückstände und Mikroben aus dem Magen, der Leber, den Nieren und Eingeweiden zu waschen, wodurch der ganze Verdauungs-Apparit gereinigt, erfrischt und gestärkt wird, ehe man dem Magen weitere Nahrung zuführt.

Männer mit fahler Haut, Leberflecken, Pusteln oder bleicher Gesichtsfarbe, und Leute mit belegter Zunge, schlechtem Geschmack, übelriechendem Athem, andere, die von Kopfschmerzen, Verdauungsstörungen, saurem Magen oder Hartleibigkeit geplagt sind, sollten beginnen, heißes Phosphat-Wasser zu trinken, und ihnen werden in einer oder zwei Wochen entschiedene Resultate zugesichert.

Ein viertel Pfund Kalkstein-Phosphat kostet nur sehr wenig in Apotheken, genügt aber, zu demonstriren, daß, wie Seife und heißes Wasser die Haut der Außenseite reinigt, klärt und erfrischt, heißes Wasser und Kalkstein-Phosphat, auf die inneren Organe wirken. Wir müssen stets bedenken, daß innere Sanitation bedeutend wichtiger ist, als äußere Reinlichkeit, weil die Poren der Haut dem Blute keine Unreinlichkeiten zuführen, wie die Poren der Eingeweide dies thun. (Anz)